# Schlemiel

JÜDISCHE BLÄTTER FÜR HUMOR UND KUNST

1919 Nr. 10

Zeichnung von Menachem Birnbaum



»Ich hörte, daß Sie aus dem Judentum ausgetreten sind! Wie macht man das? Ich will aus der äthiopischen Rasse austreten!«

# Einig!

Nun ist den lüsternen Pogromen
Der große Sterbetag gekommen,
Nun massakriert kein Höllenknecht
Im Judenvolk das Menschenrecht.

Der Tag, von dem die Sänger sangen,
Der hohe Tag ist angegangen:
Am Schilde Israels zerschellt
Zu Staub der Haß der ganzen Welt.

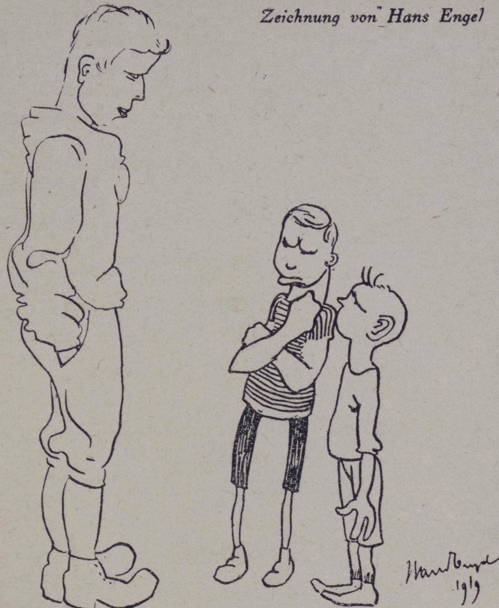
Da wir das Leben wahrhaft wollen,
Mag uns der halbe Erdball grollen!
Da wir im Willen einig sind,
Zerstiebt der Haß wie Laub im Wind.

Das Volk der vierzehn Millionen
Wacht einig über alle Zonen
Und ahndet, wenn sein Auge sieht,
Daß einem Sproß ein Leid geschieht! — —

Um streng der Wahrheit zu genügen,
Ist freilich eins hinzuzufügen:
Die Reime stimmen im Gedicht,
Doch leider stimmt der Inhalt nicht.

*J.*

*Zeichnung von Hans Engel*



*»Du, Maxe, sollen wa dem Juden eene runterhauen?«*
*»Immazu! Aber wat machen wa, wenn er nich weglooft?«!*

### Lieber Schlemiel!

Einige Mitglieder unserer Gemeinde pflegen nach dem Gottesdienst im Beth Hamidrasch zu »lernen«. Die Luft darin ist furchtbar. Einer von den Lernenden sitzt in dem übel duftenden Zimmer und wartet auf die anderen. Als sie endlich erscheinen und fragen: Reb Mausche, wie könnt Ihr's in dieser Luft aushalten, warum macht Ihr nicht ein Fenster auf? — antwortet er: »Das ist nicht mein Sach, das ist dem Vorstand sein Sach.« *R.*

### Der weise Rabbi.

Lieber Schlemiel! Ein jüngst verstorbener, sehr bekannter liberaler Rabbiner hielt mir während meiner theologischen Studienzeit einmal ernsthaft vor, wie dumm es doch von mir wäre, angesichts der in Deutschland herrschenden anti-zionistischen Stimmung mich auf den Zionismus festzulegen. »Sehen Sie michan,« meinte der weltkundige Mann, »ich bin weder Zionist noch Gegner des Zionismus, — und warum letzteres nicht? — In hundert Jahren sind vielleicht alle Juden Zionisten: Soll man dann sagen können, ein so kluger Mann sei Antizionist gewesen?« *K.*

### Wahre Geschichte.

Vor der Beerdigung eines Berliner Rabbiners fand in der Neuen Synagoge eine Trauerfeier statt; ein jüngerer Kollege des Verewigten hielt die Leichenrede. Nach Beendigung der Feier wurde der Sarg durch den Mittelgang der Synagoge hinausgetragen. Ein Teilnehmer wollte durch eine Bankreihe zu dem für das Publikum abgesperrten Mittelgang vorstoßen, wurde jedoch von dem wachthabenden Schames — Typus ehemaliger preußischer Schutzmann — energisch zurückgedrängt. Er gab den Kampf gegen das Auge des jüdischen Gesetzes auf, wagte aber doch die schüchterne Frage, ob denn die Leiche wirklich da in dem Sarge liege. »Nu, meinen Sie vielleicht,« war die Antwort, »sie wird wegen der Trauerrede vorher rausgesprungen sein?« *K.*

## Was ist euch Zion?

(Den liberalen Rabbinern ins Stammbuch.)

Was ist euch Zion? — —
Reinste Abstraktion:
Monotheismus, Zukunftsreligion,
Natur in Gott und Gott in der Natur,
Moralgesetz nebst ethischer Kultur,
Menschheitsmission (noch immer unerledigt)
Und mißgedeutete Profetenpredigt,
Nächstenliebe, Humanität und
Sogar Pazifismus mit Völkerbund,
»Väterglauben«, natürlich im Licht der Bibelkritik,
Dazu ein Schuß Metaphysik,
Platonische Idee — soweit sie euch genehm —,
Präexistentes Kantisches System,
Transzendentaler Idealismus,
Und Prototyp des seligmachenden Liberalismus
Und Dies und Das — sprichts auch aller Phantasie Hohn:
Denn alles ist euch Zion — —
nur nicht Zion!

*K.*

## Der schlaue Druckfehlerteufel.

(Kurzer Bericht unseres Spezial-Korrespondenten.)

Die Antisemiten von Simpelstädt hatten eine Versammlung verUnstaltet, um gegen die Errichtung eines Judenstaates in Palästina Stellung zu nehmen. Der Referent sprach eine tolle Stunde. Er wies darauf hin, daß man stets die Auswanderung Israels gewünscht hätte und infolgedessen in eine gewisse VerlOgenheit gerate, wenn man jetzt dagegen protestieren müsse. Dennoch aber dürfe man nicht gestatten, daß das heilige Land den Juden ausgeliefert werde, man sollte im Gegenteil danach streben, es mit Judenfeinden zu besUdeln. In diesem Sinne möge die Versammlung eine Entschließung fassen; sollten die Juden es wagen, dagegen zu handeln, so würden sie erfahren, daß der starke Arm des Antisemitismus auch bis Palästina rieche. Nachdem der Redner seine aufmerksamen Zuhörer von den wichtigen Dingen gebührend in Kenntnis gehetzt hatte, schloß er mit einem spitzen Witz und verschwand unter dem allgemeinen Gelichter der Anwesenden. *i.*

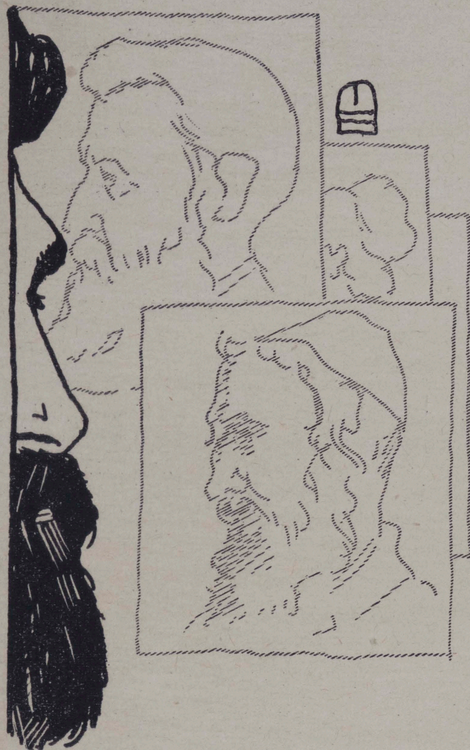
### Lieber Schlemiel!

Gen. 24. 11. übersetzt der Lehrer seinen Schülern: »Er ließ niederknien die Kamele außerhalb der Stadt.« Am nächsten Tage wiederholt ein Junge beim Nachübersetzen: »Er ließ niederknien die Kamele aus Halberstadt.« *R.*

# Galerie des Schlemiel.

## Hermann Struck.

*Menachem Birnbaum*



Hermann, mein Rabe! — Mein weißer Rabe!

Er ist ein weißer Rabe — unter den Intellektuellen, weil er s c h w a r z ist, — unter den Künstlern, weil er sich als Jude herausstellt, — unter den Ostjuden-Kennern, weil er die Ostjuden wirklich kennt, — unter den Zionisten, weil er ein Notabel ist, — unter den Notablen, weil er Zionist ist.

Als Künstler hat er eine Spezialität: er macht und radiert einzig und allein Selbstporträts. Vielleicht ist letzten Endes jedes Kunstwerk eine Art von Selbstporträt, aber selten tritt das so deutlich in die Erscheinung wie bei Hermann Struck. Dabei liebt er es, sich in verschiedenen Masken darzustellen. So kennt man Hermann Struck als Theodor Herzl, — Hermann Struck als alten Juden, — Hermann Struck als junges Mädchen usw.

Während seiner Tätigkeit im Osten gelang es ihm, gewisse tiefgehende Vorurteile gegen die orthodoxen Juden zu überwinden und zu beweisen, daß es auch unter ihnen Menschen von Gesittung, Kultur und jüdischer Gesinnung gibt. Die russischen und polnischen Juden hatten nämlich angesichts einiger Proben, die ihnen die deutsche Orthodoxie hinüber sandte, daran zu zweifeln begonnen.

Und wenn einer dort drüben das Deutschtum zu Ehren gebracht hat, so wars dieser Jude und Zionist.

Darum: Der Schlemiel salutiert und gibt freie Passage. *Gr.*

## Aus der Okkupationszeit.

Herr Grünstein von der Poale-Zion war ein Feind der Religion. In einer Versammlung der Zionisten stand er auf und protestierte dagegen, daß man die jüdische Religion mit nach Palästina nehmen wolle. Man müsse mit diesem alten verrotteten Aberglauben gründlich aufräumen! — Man zuckt die Achseln; die Poale waren etwas verlegen und rückten merklich von Grünstein ab, indem sie erklärten, daß das nur seine private Anschauung sei. Sie überließen jedem seine Ueberzeugung. —

Gut! Kurz darauf war Sinchath Thora. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich Grünstein im Tallis sehe, die Sefer Thora im Arm, und freudig die Umzüge mitmachend!

»Was ist los, Reb Grünstein?« frage ich. »Ihr macht ja eine Demonstration gegen die Religion mit dem Sefer im Arm?«

Er lacht vergnügt:

»Es ist doch ein jüdische Sach!« —

Auch gut! — Später während des Haftorahsagens sitzt Grünsteins etwa elfjähriger Junge mit dem Sefer auf der Bank am Almemor. Auf einmal stürzt sein Vater auf ihn zu:

»Du Schegez! Du läßt doch noch das Sefer fallen!«

»Reb Grünstein!« rufe ich, »wenn er fallen läßt, was stört das euch bei euren Anschauungen?«

»Mich stört es auch nicht,« sagt er kaltblütig. »Mir machts nichts aus. Nur, wenn er fallen läßt, muß ich doch fasten!« *Gr.*



Ich hörte mit an, wie sich ein alter Jude beim Stadtmaggid beklagte, daß sein Sohn Abend für Abend im zionistischen Verein übe. Er begriffe nicht, was das für einen Zweck habe.

Der Maggid antwortete mit einem »Moschel«:

»Nach Petersburg kommt einmal ein Fremder und sieht, wie vor der Reichsbank eine Schildwache steht. Er erkundigt sich danach, was der da bewache. Man antwortet: In der Bank liegen Millionen Gold. — Nun wundert er sich noch mehr: Einem einfachen Soldaten wird soviel Geld anvertraut? Hat man gar keine Angst, daß er es stehlen kann?! — Man antwortet: Er kann doch nichts nehmen. Das Geld liegt hinter Mauern von Stein und Riegeln und Schlössern. Kein Mensch kann heran! — Neue Verwunderung! Dann bleibt doch die Frage: Wozu steht der Soldat da? — Ist die Antwort: So lange er da steht, kann er wo anders nicht stehlen. —«

»Versteht du?« schloß der Maggid, »so lange dein Sohn bei den Zionisten ist, wird er nicht wo anders sündigen!« *Gr.*



Judengasse in Polen *Zeichnung* Jakob Steinhardt

# Der Zehnte.

## Von Scholem Alejchem.

(Deutsch von Stefania Goldenring.)

Wir waren neun Mann im Coupé, neun Juden, — es fehlte der Zehnte, um das Totengebet verrichten zu können. Eigentlich war noch ein Zehnter anwesend, aber dieser Zehnte war ein unausgesprochenes Individuum, halb Jude, halb Christ, mit einem groben, sommersprossigen, bartlosen Gesicht, mit jüdischer Nase, auf der ein goldener Kneifer saß, mit abstehenden Ohren, aber mit seltsam nach oben gedrehten Schnurbartspitzen und rotem Hals. Er sprach kein Wort, hielt sich während der ganzen Reise abseits von uns, sah zum Fenster hinaus und pfiff. Er wollte für einen Russen gehalten werden, für einen echten Moskowiter! . . . . . Vielleicht war er wirklich ein Christ? Unsinn! Ein Jude kann dem andern nichts vormachen! Ein Jude erkennt den andern eine Meile weit, in finsterer Nacht. — O weh! Möglicherweise ist er getauft! Nein — doch nicht! Ich möchte so sicher ein Stück Gold haben, wie er ein Jude ist! . . . Oder vielleicht doch nicht! So schlugen sich die Gedanken hin und her . . . . In heutiger Zeit will der Jude immer für einen Christen gehalten werden! Ich gönne es ihm . . . Aber was sollen wir tun? Wie sollen wir den Todestag im Coupé abhalten? Nicht etwa einen Todestag für eine Mutter oder einen Vater, — nein! Für ein Kind, einen einzigen Sohn! Seinen einzigen Sohn hatte ein Jude zu Grabe getragen. Kaum hatte er es durchgesetzt, daß man ihn aus dem Gefängnis entließ, als er auch schon tot da lag und beerdigt werden mußte. Der Vater schwört, daß der Sohn unschuldig war! . . . Er wurde zu schnell verurteilt! Zu den Kühnen hatte er zwar gehört, aber den Galgentod hat er nicht verdient! Dennoch wurde er gehängt! Aus . . .! Die Mutter folgte ihm sehr bald, wenn auch nicht sofort, sie hat sich erst noch gequält und geplagt und auch ihn, den Vater, grau und alt gemacht . . . . »Wie alt, glaubt Ihr, bin ich?« Wir betrachteten den Mann und wollten raten, wie alt er ist. Unmöglich! Junge Augen und graues Haar, die Stirn voll Runzeln, dazu ein lächelnd-weinendes Gesicht, — überhaupt ein Mensch von ganz besonderer Art. Auch sein Anzug war merkwürdig. Er trug ein Jackett, das aber als Jackett zu lang war, einen steifen Hut, der ihm aber auf dem Hinterkopf saß, und einen Bart, der stark abgerundet war. Und Augen hatte er, Augen, die man nie wieder vergißt, wenn man einmal hineingeschaut hat. Lachend-weinende oder weinend-lachende Augen waren es, — als würde er klagen und Tränen vergießen — und doch war er heiter und lebhaft! Ein seltsames Geschöpf!

»Also wo nimmt man den Zehnten her!« rief einer und warf einen Blick auf den Pfeifenden, der so tat, als ob er nichts hörte, zum Fenster hinaus sah und eine bekannte Melodie, wenn ich nicht irre, einen Cake-walk, pfiff.

»Wir sind doch zehn!« rief einer und zählte die Anwesenden, indem er auf jeden mit dem Finger wies.

»Ich zähle nicht mit!« rief der Pfeifende auf jiddisch.

»Sind Sie denn kein Jude?« fragten wir erstaunt.

»Ich bin zwar ein Jude, aber ich halte nichts von den Gebräuchen!«

Eine Zeit lang saßen wir verblüfft und musterten einander wortlos. Nur der Leidtragende verlor nicht den Kopf. Er wandte sich mit seinem freundlich-

wehmütigen Lächeln an den Pfeifenden und sagte: »Hundertzwanzig Jahre sollen Sie leben! Eine goldene Medaille sollen Sie bekommen!«

»Wofür denn?«

»Das will ich Ihnen erzählen. Die Geschichte ist zwar etwas lang, aber wenn Sie bei dem kurzen Todesgebet für meinen Sohn als Zehnter mitbeten wollen, sollen Sie hören.«

Der Leidtragende ergriff ein Tuch, band es um die Taille, stellte sich mit dem Gesicht zur Wand und verrichtete sein Gebet.

Ich weiß nicht, wie Ihr darüber denkt, aber mir sind diese schlichten Gebete am Wochentag lieber, als die feierlichen Andachten mit Gesang am Feiertag. Das Gebet des Leidtragenden war von so tiefer Inbrunst erfüllt, daß wir Alle ergriffen waren, — ich glaube, auch der Zehnte. . . . Es ist auch keine Kleinigkeit, mitanzuhören, wie ein Vater für seinen Sohn ein Totengebet sagt! Dazu hatte der Leidtragende eine liebe, sanfte Stimme, die wie Oel in Mark und Knochen hineinfließt. Und überhaupt das Totengebet! Nur einen Stein würde es nicht rühren! Kurz — das war ein zu Herzen gehendes Gebet.

Nachdem der Leidtragende zu Ende gebetet und das Tuch wieder abgebunden hatte, setzte er sich dem »Zehnten« gegenüber und begann mit seinem weinerlich-lächelnden Gesicht die versprochene Geschichte zu erzählen. Er streichelte seinen Bart und sprach gemächlich, wie jemand, der Zeit hat.

»Es ist eigentlich nicht eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, junger Mann, sondern es sind drei Geschichten. . . . Die erste trug sich in einem Dorf bei einem Schankwirt zu. In einem Dorf lebten ein Schankwirt und eine Schankwirtin. Er war der einzige Jude in dem großen Dorf, das von lauter Christen bewohnt war. Umso besser. Denn er verdiente auf diese Weise viel Geld. Unter Christen zu sitzen ist gut, — sagt man. Den Schankwirtsleuten erging es also sehr gut, nur eins fehlte ihnen: Kinder. So lange sie keine Kinder hatten, hatten sie keine Freude am Leben. Erst auf die alten Tage hatte Gott Erbarmen. Die Wirtin wurde schwanger und gebar dem Wirt ein Knäblein. Ein Sohn! Welche Freude! Es wird also Beschneidung gefeiert, wie Gott es gebot. Am achten Tage spannte der Wirt die Pferde an und fuhr in die Stadt. Er brachte den Rabbiner, den Tempeldiener und noch fünf Juden mit. Die Wirtin ließ ein feines Essen machen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, doch plötzlich bemerkte man, daß ein Zehnter fehlte, um das Gebet zu verrichten. Was ist zu tun? Der Wirt, ein kluger Kopf, zählte die Versammelten und er zählte die Wirtin auch mit. Lautes Gelächter erscholl. Man überlegte hin und her, — das war nicht zulässig! Was aber tun? Das Dorf war groß, Christen gab es zur genüge, aber keinen einzigen Juden! Während man überlegte, kam ein Wagen, von einem Fuhrmann gelenkt, vor dem Wirtshaus vorgefahren. Zwar nur ein Fuhrmann, aber Jude... »Friede mit euch! Willkommen!« rief man ihm entgegen. »Kommt herein! Ihr sollt der Zehnte sein!« . . . Unbeschreibliche Freude herrschte. Seht Ihr, was für einen Gott wir haben! Ein ganzes Dorf mit Christen kann nichts ausrichten, — da kommt ein einziger Jude, ein Fuhrmann, — und alles ist gut.

Die zweite Geschichte ereignete sich nicht in einem Dorf, sondern in einer Stadt, einer jüdischen Stadt. Es war am Sabbat, vielmehr am Freitag Abend, nach dem Lichtsegnen. Man war aus der Synagoge zurückgekehrt, hatte das Abendgebet verrichtet, sich gewaschen, und setzte sich an den Tisch. Plötzlich fiel es einer Kerze ein, zu schmelzen. Man lehnte einen Sabbatstriezel mit einem Ende

an den Docht, aber es half nichts. Der Docht fiel auf den Tisch und setzte das Tischtuch in Brand. Feuergefahr drohte. Was tun? Wegen des Sabbats durfte nicht gelöscht werden. Die Nachbarn der ganzen Straße liefen zusammen. Geschrei. Lärm. »Wir sind ver loren! Rettet!« . . . . Plötzlich, als sie aufblickten, stand Chwedor vor ihnen, der Mann, der am Sonnabend bei den Juden die Arbeit zu verrichten pflegte. «Chwedor, mein Herz! Siehst du das große Licht?« fragten sie ihn auf russisch. Chwedor verstand, was sie meinten, wenn er auch kein Jude war. Er spie in die Handflächen und faßte den Docht mit seinen beiden groben Fingern. Die Feuersbrunst war erstickt! . . . . Nun frage ich euch: Ist Gottes Wunder abzuschätzen? So viele Juden konnten nichts ausrichten — da kam ein einziger Christ und rettete die ganze Stadt.

*Zeichnung von E. E. Joel*



*»Alles wird heute verschoben — sogar die Repräsentantenwahlen!«*

Jetzt muß ich Ihnen die dritte Geschichte erzählen. Diese passierte im Hause des Rabbis. Der Rabbi, — Gott soll ihn beschützen — hatte einen einzigen, wohlgeratenen Sohn, mit allen guten Eigenschaften, wie es bei einem Rabbinersohn begreiflich ist. Man verheiratete ihn jung, gab ihm eine Frau mit Geld und lebenslänglicher Beköstigung, damit er ruhig sitzen und studieren konnte. Er sitzt also und studiert. Alles wäre sehr schön, wenn es keine Soldatenmusterung in der Welt gäbe. Eigentlich — was ging ihn die Musterung an da er doch der einzige Sohn war, dem es auch nicht an Geld fehlte, mit dem sich so manches erledigen ließ? Es war aber eine schwere Zeit. Man fing an, bei den Juden die einzigen Söhne einzuziehen, und auch mit Geld war nichts zu erreichen. Auch zehntausend Rubel hätten nicht geholfen! Die Behörden waren streng, der Arzt noch strenger. Sehr schlimm! Was soll ich Ihnen sagen, der Rabbinersohn wurde nackend vorgeführt. Zum ersten Mal in seinem Leben passierte es ihm, ohne Kopfbedeckung zu stehen. Aber das war sein Glück! Denn er war verlaust. Das war ihm noch von seiner Kindheit geblieben, als er sich nicht den Kopf waschen ließ. Aus diesem Grunde wurde er nicht zum Militär genommen! Weil er räudig war, ist er freigekommen!

Nun frage ich Sie, lieber junger Mann, was sind Sie wert? Zu den Juden gehören Sie, ein »Goi« wollen Sie sein, und in Wahrheit sind Sie das dritte: Ein Räudiger! Sind Sie nicht eine goldene Medaille wert? . . . .« Auf der nächsten Station verschwand unser Zehnter.

## Ein Unterschied.

(Wahre Begebenheit.)

Der österreichische Ministerpräsident Graf Badeni, der ein galizischer Großgrundbesitzer war, bildete sich nicht wenig auf seine Kenntnisse im Jüdischen ein. Als er noch Finanzprokurator in Lemberg war, machte er einmal eine Badekur in Karlsbad und liebte es, mit seinen jüdischen Freunden aus Galizien im »mame loschen« zu konversieren. Auf einem Spaziergange mit einem seiner Gutspächter, den er im Bade traf, kam ihnen ein schöner russischer Windhund entgegen, der Badenis Aufmerksamkeit erregte.

»Schauen Sie nur da — den schönen Kelew.«

»Das is nischt kein Kelew«, erwiderte der Begleiter.

»So? Was ist es denn?« fragte Badeni erstaunt,

»Das is a Hind.«

»Das ist doch dasselbe.«

»Nein, Herr Graf, — s' is a Unterschied.«

»Kelew heißt doch Hund. Ihr könnt ja nicht einmal jüdisch.«

»Nu, ich kann schon jüdisch. Aber es is doch a Unterschied.«

»Welcher denn? Da bin ich doch neugierig.«

»Also, was da lauft auf vier Fieß, nennen wir a Hind. Aber a Kelew ...«

Er stockte. Badeni ward ungeduldig. »Nun heraus mit der Sprache. Was nennt ihr einen Kelew?«

»Kelew — der Herr Graf wird gnädigst entschuldigen — Kelew nennen wir den Finanzprokurator von Lemberg.«

*O. E.*

---

## PREISAUSSCHREIBEN

Der Verlag des »Schlemiel«, jüdische Blätter für Humor und Kunst, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 35, stiftet je einen Preis von

**M. 150.— und M. 100.—**

für die beiden besten Skizzen oder kleinen Erzählungen, die zur Veröffentlichung im »Schlemiel« geeignet sind. Der Inhalt kann heiterer oder auch ernster Art sein.

Bedingungen:

1. Umfang nicht mehr als 3 Druckseiten des »Schlemiel«-Formats.
2. Einsendung des Manuskripts bis 30. November d. J. Der Umschlag muß mit der Aufschrift »Wettbewerb« versehen sein.
3. Das Manuskript enthält ein Kennwort. In einem beigefügten Briefumschlag befinden sich Kennwort und Name des Autors.
4. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum des »Schlemiel«.
5. Es ist die Versicherung beizufügen, daß die gesandte Arbeit bisher noch nicht gedruckt wurde.
6. Wir behalten uns vor, auch nicht preisgekrönte Arbeiten zur Veröffentlichung zu bringen. Diese werden dann nach unseren gewöhnlichen Sätzen honoriert.

---

Bezugspreise des Schlemiel (Postscheckkonto: Berlin 28219 — Oester. Postsparkasse: 145582); Vierteljahr M. 4.—, Halbjahr M. 8.—, ein Jahr M. 16.—, Einzelheft M. 1.— Verantwortlich für den literarischen Teil: Dr. Max Jungmann. /Berlin für den künstlerischen: Menachem Birnbaum, Charlottenburg. Abgeschlossen 10. Novomber 1919 / Welt-Verlag Alwin Loewenthal, Berlin NW 7

# Nach der Kindstaufe.

*Zeichnung von Ludwig Wronkow*



»Nicht, Mutti — jetzt darf ich doch jeden
Tag zum Vetter Siegfried Judenbengel sagen?«